



Nr. 7.

Unterhaltungsbeilage.

1932.

Japanische Musterung.

Von Torao Sasaji.

Der Verfasser ist ein japanischer Student; der Aufsatz konnte in Japan wegen der scharfen Zensur nicht veröffentlicht werden; er erschien in der Wiener „Arbeiter Zeitung“ zum erstenmal in deutscher Uebersetzung.

Am frühen Morgen, als man in unserem Dorf zur Reisernte ging, zog ich mir mein Nationalkostüm an und verließ das Haus. Der Weg führte mich zu einer kleinen Station. Dort waren schon viele junge Leute versammelt. Alle waren sie in festlichen Kleidern, in großen Strohhüten, und sorgfältig rasiert. Schweigend erwarteten wir den Zug. Sonderbar war dieses Schweigen, an einem herrlichen, sonnigen Tage. Der Zug kam. Wir betraten die Wagen, und schon nach drei Stunden erreichten wir die Kreishauptstadt. Die Pflaumenbäume blühten.

Nach Sonnenuntergang trafen wir uns in einem großen Speisezimmer. Aber niemand aß. Ohne das Abendbrot berührt zu haben, verließen alle den Saal. Es war die letzte Hoffnung: so lange als möglich zu hungern, um schwach und krank auszusehen und bei der Untersuchung durchzufallen. Ich aß mein Abendbrot auf und ging beschämt hinaus, meinen guten Appetit verwünschend. Meine Kameraden aßen aber am nächsten Morgen auch nichts, und um 8 Uhr früh führte man uns dann zur Musterung. Ein bagerer, einarmiger Offizier, der wie ein hungriger Fuchs aussah und mit Orden und Waffen behängt war, hielt eine lange Rede. Dann mußten wir schreiben und rechnen und schließlich uns nackt ausziehen. Wir wurden gewogen, gemessen, die Augenschärfe wurde geprüft, das Gehör und die Zähne eingehend untersucht.

„Wie heißt dein Monarch?“, fragte ein dicker Offizier einen jungen, schwächlichen Burschen, der vor mir stand. Dieser schwieg. „Idiot, du kennst nicht den Namen unseres allmächtigen Herrschers?“, schrie ihn der Offizier wütend an, und schlug ihn mit der Faust zweimal kräftig in das Gesicht. Ich drehte mich um.

„Wie heißt dein Monarch?“, wandte er sich an Essida, der seitwärts von mir stand und wie eine Maus vor der Kasse zitterte. „Ich schlug ihn mir versehentlich ab.“

„Du lügst, du hast ihn dir absichtlich abgehakt.“ Der Offizier begann ihn lange ins Gesicht zu schlagen. Mit einem Aufschrei fiel Essida zu Boden. „Bringt den Verbrecher hinaus in die Zelle, wir werden ihn der Gendarmerie ausliefern“, befahl der Offizier und schlug noch einmal Essida, der blutüberströmt auf dem Boden lag, mit dem Stiefelabsatz. An den Beinen wurde Essida hinausgeschleift.

Aus den Gesprächen hörte ich nachher die traurige Geschichte des unglücklichen Essida. Ihrer waren drei. Er, die Mutter und der Bruder. Sein Bruder wurde vor vier Jahren zum Dienst geholt. Infolge des grausamen Regimes in der Kaserne und der schlechten Verpflegung bekam er die Schwindsucht. Zwei Jahre hütete er das Bett. Seine Krankheit verschlang die ganzen Ersparnisse der Familie. Nun ist er vor drei Monaten gestorben. Der unglückliche Essida hörte während der Krankheit seines Bruders viel über das Leben in den Kasernen. Um dem Militärdienst auszuweichen, suchte er lange nach einem Mittel, schließlich hatte er sich entschlossen den Zeigefinger der rechten Hand ab.

Auf die unglaublichsten Mittel verfallen die jungen Leute aus Furcht vor dem Kasernendienst. Sie gehen in den Tempel, fünfzig Nächte hintereinander, und opfern den Göttern ihr ganzes Geld. Sie tragen um den Hals ein schweres Brett, das sie — einem alten Glauben zufolge — vor Unglück bewahrt. Ich weiß, daß viele Burschen schon vor ihrem fünfzehnten Jahre an Brillen tragen, um sich die Augen zu verderben.

Nun war die Reihe an mir. Der dicke Offizier begann das Verhör. „Wieviel Steuern zahlt deine Familie? Bist du Student? Welcher Fakultät?“ Auf seinen Achselklappen waren viele Streifen und Sternchen, und dadurch erschienen seine Schultern ungewöhnlich breit. Er fragte mich aus wie einen Verbrecher und prüfte meine Papiere. „Was ist Demokratie?“ Ich erklärte ihm den Sinn dieses Wortes. Er wurde sehr böse. „Und wie denkst du, diese Demokratie, ist sie gut oder schlecht?“ — „Ich denke, daß sie gut ist“, antwortete ich. — „Warum?“ — „Weil die Staatsgewalt in den Händen des Volkes liegt.“ Er schlug mich einige Male in das Gesicht. Warm ergoß sich das Blut

aus meiner Nase und tropfte auf den Boden. Ich trat einige Schritte zurück und verlor fast die Besinnung. „Sie haben kein Recht, mich zu schlagen, das ist gesetzwidrig“, rief ich aus. „Revolutionär!“ Er schlug mich noch einmal.

Alle anwesenden Offiziere versammelten sich um ihren Vorgesetzten. Sie verhandelten leise miteinander und sahen mich an voller Haß und Wut. In dem großen Saal trat lähmende Stille ein. Der Kommandeur sagte schließlich zu mir: „Man wird dich nach dem Essen noch einmal rufen.“ Dann führten mich die Soldaten hinaus. Einige Stunden stand ich in meiner Zelle an die Wand gelehnt. Ich dachte daran, was man mit mir wohl machen würde. Werden sie mich der Gendarmerie ausliefern und sagen, daß ich ein „Revolutionär“ bin? Oder werde ich in die Kaserne geschickt, wo mein Tod besiegelt sein wird, vielleicht wird man sich bei der Universität beschweren, und dann hätte ich keine Möglichkeit mehr, meine Studien fortzusetzen.

Am Abend rief der hagere, einarmige Offizier alle Neuangeworbenen in den großen Saal. Dann hielt er eine Rede und sagte etwa folgendes: „Die Resultate der heutigen Untersuchung waren sehr schlecht. Unter euch befinden sich sehr viele Simulanten, Söhne, die ihr Vaterland nicht lieben, und sogar — Demokraten. Das ist eine Schande! Ihr habt eure Pflicht dem Vaterland gegenüber vergessen.“ Dann begann er über den Patriotismus zu reden und führte einige Beispiele aus dem Russisch-japanischen Krieg an. „Ich sah, wie vor Mülken die Geschosse der japanischen Soldaten über die Köpfe der Feinde pfliffen. Unsere Soldaten beschämten sich wie Keislinge. Sie hatten Furcht, aus den Schützengraben hinauszufahren, und schossen in den Himmel, statt auf die Feinde.“ Er redete noch sehr lange, von Zeit zu Zeit sich den Schweiß von der Stirn wischend.

„Verzeihung, Herr Kommandeur, es ist eben eine sehr unangenehme Sache geschehen“, sagte der Unteroffizier, hastig in das Zimmer tretend. „Nun, was ist denn geschehen?“, unterbrach der einarmige Offizier seine Rede. „Essida ist aus seiner Zelle ausgebrochen, hat das Fenster eingeschlagen...“, berichtete der Unteroffizier in militärischer Haltung. „Rufen Sie sofort tele-

Japanisches Nachgallenslied.

Von Max Mandstein.

Das Reich der Mitte ist an Gelatonsen
Durch Ueberschwemmung, Hungersnot, gewohnt;
Dampf dröhnen unsre schweren Fliegerbomben
Auf jedes Ziel, das solchen Aufwand lohnt.

Wir sagen dann: wir warfen nur Prospektel
Die Presse druckt's und bald glaubt's jedes
Schaf;

Was fragt die Welt, wer hier die Beine streckt,
Und ob und wo und wie die Bombe traf?

Die sich zerlegt am harten Boden wanden
Und deren Blut in Gräben floß und stieg:
Es waren alles wilde Räuberbanden,
Denn, bitte sehr: wir führen keinen Krieg!

Wir haben nur den Drang, der Welt zu nützen,
Ganz unbesorgt von jedem Länderdurst;
Wir wollen schließlich auch die Bahn beschützen,
Und alles andre ist uns hundewurst.

Der Völkerbund, der macht uns hier nicht
bange,
Sein Zweck und Wohnort sind zu weit entfernt,
Hell und verschlagen waren wir schon lange;
Das andre haben wir von euch gelernt!

phonisch die Gendarmerie an.“ — „Es ist
nicht nötig, glaube ich, denn er warf sich in
den Fluß.“ — „Wie? In den Fluß?“
Der Einarmige ging schnell aus dem Zim-
mer. Auch wir verließen das Gebäude und
gingen zum Fluß.

„Seht, hier sind die Getas (Holzschuhe),
die Essida gehörten!“, rief jemand. Am
Rande der Brücke sahen wir die neuen
Holzschuhe, auf denen der Name „Essida“
geschrieben stand. Ich vergaß mein eigenes
Unglück und starrte geistesabwesend ins
Wasser, das den armen Essida verschlungen
hatte. Ich dachte daran, daß er diesen
Sommer so traurig war und mit niemandem
sprechen wollte.

Phono-Montage.

Japanische Ingenieursoffiziere montierten
Mikrophone auf Panzerwagen, die an der
chinesischen Front eingesetzt wurden. Funker
mit tragbaren Mikros wurden den Sturm-
trupps zugeteilt. So gelang den Japanern
das Niedergewinn: Schlachtenlärm und Todes-
schrei im Rundfunk, lebendfrisch und sozusagen
noch blutig in jedes Haus geliefert, ohne daß
der Hörer die mancherlei Unbequemlichkeiten
eigener Fronterlebnisse auf sich zu nehmen
hätte. Ein ungeheurer kultureller Fortschritt!
Japans Rundfunkhörer waren bis auf weite-
res erfüllt von Schallplattenkonzert und Vor-
trägen über Goethe als Kleingärtner.

Sämtliche europäischen und amerikanischen
Sendegesellschaften blitzfunkten nach Japan,
man möchte sie um jeden Preis teilhaben las-
sen an dieser Sensation. Japan war ge-
schmeichelt und gestärkt höflich entgegenkom-
mend. Der Kurzwellensender Nagasaki über-
nahm die transozeanische Übertragung nach
aller Welt.

Die ersten Versuche mißglückten, allzu groß
waren die Schwierigkeiten. In den Abhör-
räumen der Sendegesellschaft wartete man in
sieberhafter Spannung auf die Übertragung,
bereit, nach fünf gelungenen Minuten das
eigene Programm umzustößen und den Sen-
der von Ostasien her steuern zu lassen.

16.45 MEZ. war es so weit, Nagasaki mit
Kanonen donner und Fliegerjurren deutlich zu
hören.

„Was hätten wir jetzt eigentlich auf dem
Programm?“ fragte der Rundfunkdirektor sei-
nen Assistenten.

„Übertragung aus Genf: große Rede des
Präsidenten der Abrüstungskonferenz.“

„Verdammt! Wenn wir die abhängen, be-
schwert sich morgen die ganze Pazifikflotte.
Und Nagasaki ist geradezu fabelhaft zu hören!“
Der Herr Direktor war wütend.

„Wir könnten beides gleichzeitig geben!“
schlug der Assistent vor. Es sollte ein Witz sein.
Der Direktor ging darauf ein. Es wurde
ein grandioßer Witz.

Und aus Lautsprechern und Kopfhörern
des Sendebereichs klang es:

„... nie war die Menschheit dem heiligen
Ziele der Abrüstung und des Friedens so

nahe wie jetzt...“

Wohuummm! Kschsch ... whiii-whiii-whiii
... tad-tad-tad-tad ... Krrräätsch ...
bumm ... päng ... päng ... päng ...
wohuummm!

... die Zeiten sind vorüber, da Mütter
um ihre Söhne, Gattinnen um ihre Männer,
Kinder um den Vater weinen mußten ...“

Wohuummm! Ah-ahh-ahh-ahh! Pfiii
... pfiii ... pfiii

Schmerzschrei Betroffener. Stöhnen
Verwundeter. Köheln Sterbender. Gebrüll
der Angst, der Wut, des Schreies.

„Großartig, diese Kriegsreportage, was?“
sagt der Direktor, und seine Augen leuchten.

„Der Abrüstungsfrüh aus Genf spricht
auch nicht übel!“ bemerkt der Assistent. „Woh
ein bißchen zu leise.“

Hans Zeiffert.

„Wilde“ Indianer verteidigen ihre Jagdgründe.

Von Lajos Steiner.

Eine Studienreise von über vier
Monaten führte den Verfasser über New
York nach den Inseln des Karibischen
Meeres, nach Venezuela, Kolumbien, Pa-
banna, New Orleans, Kalifornien, San
Francisco, Los Angeles, Chicago und
New York wieder nach Europa zurück.
Was er auf dieser Reise gesehen, erfah-
ren und erlebt hat, das schildert er in
einem soeben im Verlage Sireder und
Schröder, Stuttgart, erschienenen, leicht
und flüssig geschriebenen Buch „Unter
Palmen, Bohrtürmen, Wolken-
kratern ... Eindrücke aus Nord- und
Latein-Amerika.“ Mit 61 Bildern auf
Kunstdrucktafeln. (Preis 6 Mark, geb.
8 Mark.) In plastischer Anschaulichkeit er-
zählt er von dem verwirrenden Getriebe
in den Großstädten Nordamerikas, von
Land, Leben und Leuten im südlichen
Amerika, vom Reichtum dieses Erdteiles
an Erdöl und gewährt uns Einblicke in
die Art seiner Gewinnung. Das Buch ist
in Tagebuchform geschrieben, aber eben-
dadurch erhält es den Eindruck des Un-
mittelbaren. Aus dem anregungsreichen
Buche bringen wir mit Erlaubnis des
Verlages nachstehende Leseprobe:

Schon beim Morgengrauen war ich drau-
ßen auf dem Felde und sammelte Material für
meine Arbeiten. Meine Grube liegt sehr
malerisch auf einem hügeligen Gelände, auf
dessen höchstem Punkte das Klubhaus erbaut
ist. Von da schweift der Blick weit ins Land
hinein, bis an die dichten Wälder heran, die
allmählich der fortschreitenden Technik zum
Opfer fallen. Langsam tastet sich der Mensch
durch das Dickicht vor, erforscht durch Boh-
rungen die Lage und Mächtigkeit der erdöl-
führenden Schichten, und wenn er sie gefun-
den hat, dauert es nicht mehr lange, bis die
breiten Straßen durch den Urwald geführt, die
Rohrleitungen verlegt, die Bohrtürme gezim-
mert und die Maschinen aufgestellt sind, die
ihre Höllearbeit gegen die Gewalt der
Natur aufnehmen.

Stillschweigend dulden die Baumriesen, daß
sie vom Beil und der Säge gefällt, mit Stumpf
und Stiel ausgerottet werden. Die Vögel und
Tiere des Waldes ziehen sich zurück und wei-
chen der Uebermacht des Menschen.

Doch nicht in allen Gegenden des Landes
wird die industrielle Erschließung widerspruchs-

los ertragen. Jenseits des Maracabossee im
Bezirk von Colon lebt in den Tälern des Rio
Santa Ana ein wildes Geschlecht, die gefürch-
teten Motilone-Indianer, die ihre Jagdgründe
gegen die fremden Eindringlinge mit einer den
unzivilisierten Völkern eigenen Bähigkeit ver-
teidigen. Ihre Waffen sind der Bogen und
der Pfeil, die sie mit außerordentlicher Treff-
sicherheit handhaben. Der Bogen ist mann-
hoch und ist aus dem Holz der schwarzen
Palme geschnitten. Es erfordert eine unge-
heure Kraft, ihn zu spannen. Der Motilone
nimmt dabei seinen Fuß zu Hilfe und stemmt
die rechtwinklig abgelenkte große Behe gegen
das Holz. Der aus dem Holz der Sumpfpalme
und des Bambusbaumes zusammen-
gehefte 2-2,5 Meter lange Pfeil schlägt in
einer Entfernung von 100 Metern noch einen
Baumstamm durch. Die Pfeilspitze ist gewöhn-
lich 15 bis 20 Zentimeter lang und an zwei
oder drei Stellen mit Widerhaken versehen;
meistens ist sie auch vergiftet, besonders in
Fällen, wenn Jagd auf Menschen gemacht
wird.

Die Indianer schießen aus dem Hinter-
halt und verstecken es, sich so gut in dem
Dickicht zu verstecken bezw. sich bei ihrer Ver-
folgung in Sicherheit zu bringen, daß es noch
nie gelang, sie vor Gesicht zu bekommen, ge-
schweige denn zu fangen. Sie verraten sich
durch ihre insofern der herausgehobenen Behe
eigenartige Spur und ihren widerwärtigen
Geruch, der auch allen Gegenständen, die sie
in Händen gehabt haben, anhaftet. Auch der
von ihren Lagerfeuern hochsteigende Rauch
zeigt den Weißen ihre Anwesenheit an.

Ihre Dörfer errichten die Indianer in
Gegenden, wo sich jagdbares Wild aufhält und
zwar gewöhnlich an den Ufern schiffbarer
Flüsse. Sie ernähren sich von Fischen und
dem erlegten Wild, mitunter auch von den Er-
trägen ihrer Bananen-, Zuckerrohr-, Obst-
und Gemüsepflanzungen. Dem Kannibalismus
sind sie nicht verfallen. Manche Völkchen, viel-
leicht auch ganze Stämme führen ein No-
madenleben. Auf ihrer Wanderung wohnen
sie in primitiven, von Palmenzweigen herge-
stellten Hütten.

Nur am Tage und wenn sie einen An-
griff vorbereiten, lassen die Indianer die
größte Vorsicht walten und suchen ihren Auf-
enthalt zu verheimlichen. Er wird aber den
Landeskundigen Leuten durch gewisse Zeichen

doch verraten. Die Unruhe des Wildes, die Aufregung der Vögel und Affen in Gegenden, wo sich keine Leute der Delgesellschaften aufhalten, sind untrügliche Beweise für die Anwesenheit der Indianer.

Ihre Angriffe führen sie bei Nacht aus. Sie sammeln sich bei Einbruch der Dämmerung am Rande der Lichtung und schießen, durch die Büsche und Bäume verborgen, Pfeile in das Lager der Fremden und auf die an den Bohrtürmen arbeitenden Mannschaften. Mitunter liegen sie auch an den Flüssen im Hinterhalt und greifen die Besatzungen von Rähnen und Barissen an. In letzter Zeit sind auch Angriffe auf den Kleinbahnzug, der Material nach den Lagerräumen bringt, erfolgt. Der Führer war gezwungen, die Wagen loszukuppeln und mit der Lokomotive zu flüchten.

Die Angriffe haben während des letzten Jahres sowohl ihrer Zahl nach als auch an Heftigkeit zugenommen. Als die Delgesellschaften zum ersten Male in das Indianergebiet eindrangen, haben sie versucht, sich den guten Willen oder wenigstens die Neutralität der Eingeborenen zu sichern. Sie haben Brot, Schmuckstücke, Beutel mit Salz und andere Sachen, von denen man annehmen konnte, daß die Indianer sie brauchen könnten, ausgelegt. In einem anderen Falle nahmen zwei Ingenieure ein Boot und ruderten ohne besonderen Schutz nach einem Indianerdorf. Sie hatten verschiedene Geschenke mitgenommen und hofften gut empfangen zu werden. Als sie ankamen, war das Dorf verlassen. Sie legten ihre Liebesgaben nieder und zogen ab. Kaum hatten sie die ersten Meilen hinter sich, wurde ihr Rückzug durch Pfeilschüsse, die aus den Büscheln am Ufer kamen, sehr beschleunigt.

Die Delgesellschaften haben ihren Leuten Anweisung gegeben, nur bei einer direkten Herausforderung zu schießen. Die dauernd drohende Angriffsgefahr jedoch, die eine gesteigerte Wachsamkeit erfordert, sobald eine Abteilung das Lager verläßt, haben die Leute so zermürbt, daß sie schon bei der geringsten Bewegung im Walde, die gar nicht von den Indianern herzurühren braucht, losknallen. Es herrscht also im Indianergebiet ein dauernder Kriegszustand.

Ein unglücklicher Zufall hat die feindselige Haltung der Motilonen gegen die Weißen noch mehr verschärft. Während der Trockenzeit hat der Wald an vielen Stellen Feuer gefangen. Tausende von Morgen in der Umgebung der Bohrstellen sind abgebrannt. Die Indianer nahmen an, daß dieses Feuer aus böser Absicht zwecks Vernichtung ihrer Jagdgründe angelegt wurde, und führten seitdem einen an Heftigkeit gesteigerten Feldzug gegen ihre vermeintlichen Feinde.

Die Kämpfe der Delgesellschaften und ihre sonstigen Anlagen sind durch Militär bewacht. Die venezolanische Regierung, welche die Konzessionen an die Delgesellschaften vergibt, muß für die Erhaltung ihres Eigentums und die Sicherheit der Arbeiter sorgen. Um diese Verpflichtung wirksam durchzuführen zu können, werden die Lichtungen in der Umgebung der Kämpfe und Bohrstellen so weit ausgedehnt, daß die Indianer bei einem Angriff aus ihren Deckungen heraustreten müssen. Ferner werden Wachen aufgestellt und die Gegend wird mit Scheinwerfern abgesehen. In der Regel haben diese Maßnahmen für die Sicherung der Lager ausgereicht, jedoch sind die Reisenden in den Eisenbahnzügen und auf den Booten immer noch nicht genügend vor den Indianern geschützt. Doch damit ist das Maß der Schwierigkeiten, mit denen Geologen und Bohrlente im Terrafeld zu kämpfen haben, noch lange

nicht erschöpft. Außer den Pfeilen der Indianer lauern heimtückische Krankheiten und die Gefahren des Urwaldes auf sie.

Wer von uns denkt, wenn wir in bequemen Kraftwagen über die glatten Asphalt-

straßen fahren und unsere Tanks mit dem aus Erdöl hergestellten Betriebsstoff füllen lassen, an die Opfer, die die Technik des Erdöls von ihren Pionieren fordert?

Bithié wählt einen Gatten.

Eine indische Legende.

Als der Djigit Seydamet zum erstenmal Bithiés Stimme hörte, zart und klar wie ein Silberglöckchen, sagte er sich, daß Allah nur eine paradiesische Schönheit mit einer solchen Stimme begnadet haben könne.

Bithié rief von der Terrasse ihres Hauses nach ihrer Freundin:

„Kutme! Kutme!“

Seydamet näherte sich dem Hause und flüsterte:

„Du hast mir einen Dolch ins Herz gestochen... ich bin am Ende meiner Kräfte! Ich beschwöre dich, lüfte ein wenig deine Lippen, zeige mir dein Gesicht!“

Bithié drehte den Kopf, hob mit der linken Hand ein wenig ihren Schleier:

Seydamet hat gesehen.

Alle Tage kam jetzt der Djigit Seydamet von seinem Dorf herbei, alle Tage ging Bithié, unter den verschiedensten Vorwänden, auf die Terrasse. Einmal überraschte Seydamet sie an der Quelle und sie mußte ihm schwören, daß sie auf ihn warten werde, bis er das Heiratsangebot durch den Vermittler überbringen lasse.

Aber Bithié war seit langem dem reichen Besitzer von Kalesch-Mohet, Djan Arslan Mourja, versprochen; ihre Eltern verständigten sie erst am Vorabend der Hochzeit davon. Als Seydamet von der bevorstehenden Heirat seiner Geliebten erfuhr, konnte er den Schmerz nicht ertragen und vergiftete sich.

Mitten beim Fest, der Ball war schon in vollem Gange, kam Bithiés Dienerin und verkündete ihr die traurige Nachricht; doch sie fügte hinzu, Seydamet lebe noch. Die Braut weinte bitterlich unter ihrem Schleier... und als sie im Hause ihres Gatten ankam, wollte dieser die Ursache ihrer unstillbaren Tränen wissen. Bithié erzählte ihm die volle Wahrheit.

„Er hat sich vergiftet, er liegt bereits im Todeskampf! Ich bitte dich, laß mich zu ihm gehen, seine Verzeihung erbitten! Erlaube mir, seine letzten Augenblicke zu erleichtern — dann will ich bis zum Grabe deine treueste Sklavin sein!“

„Geh nur... geh!“ sagte Djan Arslan Mourja.

Bithié lief davon und befahl, daß man sie so rasch als möglich zu Seydamets Dorf führen solle. Aber bei der Teufelsquelle verirrte eine Räuberbande ihr den Weg. Ganz verzweifelt warf Bithié sich dem Räuberhauptmann zu Füßen, beschwor ihn, sie ihren Weg fortsetzen zu lassen, sagte ihm, daß jede Minute kostbar für sie wäre, daß sie ihm ihr Wort gäbe, zurückzukehren, daß es sich für sie in diesem Augenblick nur darum handle, ihre Seele zu retten, und daß sie die eben erst getraute Gattin Arslan Mourjas sei.

„Und dein Mann hat dich ziehen lassen?“ fragte der Räuberhauptmann erstaunt.

„Ja, wie du siehst!“

„Nun gut, setze deinen Weg fort — aber hörst du: Kehre zurück!“

Bithié entfernte sich eiligst. Seydamet rang mit dem Tode. Ihm war alles gleichgültig geworden, er begriff nichts mehr oder „solte nichts begreifen. All ihre Tränen, all ihre Beschwörungen beantwortete er mit keiner Silbe. Moß ein einziger Satz entschlipfte seinen eiskalten Lippen: „Was soll mir das jetzt? Nun ist mir alles eins!“

Den Tod im Herzen, weinend und seufzend, kam Bithié zu den Räubern zurück, wie sie es versprochen hatte. Sie beschwor sie, sie so rasch als möglich zu töten und sie dadurch von einem verzweiflungsvollen Leben zu bewahren. Einige Räuber hatten bereits ihren Wagen geplündert.

„Tut alles schleunigst wieder an seinen Platz! Rührt nichts an!“ schrie der Hauptmann. Zusaß seinen Kameraden zu. Und sich zu der jungen Frau wendend, sagte er:

„Geh deines Weges! Allah und sein Prophet mögen dich trösten!“

Immer noch verzweifelt, kam Bithié zu ihrem Gatten zurück und erzählte ihm alles, was sich zugetragen hatte. Mourja ließ sie ausreden, doch dann rief er augenblicklich den Mullah und sprach vor ihm die gesetzliche Scheidungsregel aus:

„Lauf aus meinem Haus, bis dir die Gasse überläuft!“

Kehre zurück zu deinen Eltern, Allah sei mit dir!“

* * *

Drei Monate verstrichen.

Während dieser Zeit erholte sich Seydamet... eine alte Frau hatte ihm in letzter Minute Gegengift gegeben.

Der Räuberhauptmann Zusaß verließ nach seiner Begegnung mit Bithié seine Kameraden, zog nach Badshiharay auf die Straße des Heils und beschwor den großen Khan Gireh, ihm seine Sünden zu vergeben. Der Prophet rührte das Herz des Herrschers und er begnadigte den Räuberhauptmann.

Unterdessen begann Arslan Mourja zu bereuen, daß er seine Frau davongejagt hatte; er langweilte sich und fand kein Vergnügen mehr daran, den Mond zu betrachten.

So geschah es, daß eines Tages alle drei ankamen, um Bithiés Hand anzuhaken. Aber ihre Eltern, die mit Schrecken an all das zurückdachten, was sie durch eigene Schuld durchgemacht hatten, erklärten ihrer Tochter: „Liebes Kind, wähle selbst denjenigen, der dir am besten gefällt! Sei gewiß, daß wir dir unseren Segen geben werden und desgleichen dem, den dein Herz sich erwählen wird!“

Bithié begann sich keinen Augenblick. Sie wählte den Räuberhauptmann Zusaß.

Wie die Menschen heutzutage altern.

In dem eben erschienenen 5. Band seines Werkes „Das Leben des Menschen“ schreibt Dr. Fr. Rahn: Der moderne Mensch altert nicht normal, indem alle seine Organe gleichmäßig dem Alter entsprechend eintrocknen, son-

dern einzelne durch die Lebensführung offenbar überlastete Organe altern den anderen weit voraus und führend, wenn sie ihrerseits die Todesgrenze erreicht haben, ohne Rücksicht auf die Lebensfrische der anderen zum frühzeitigen Tod des Gesamtorganismus. Der Bauer, der den Tag bei harter Arbeit, aber sonst geregelten und mäßigen Lebensweise in

der freien Natur verbringt, und seinen Körper wenig pflegt, sieht früh gealtert aus. Aber seine Organe in der lederen Hülle der Haut sind kerngesund. Er wird 70 und 80. Vom Großvater, der sich zu leiden und zu halten weiß, rasiert und frisiert, pomadiert und parfümiert, manüfakt und die grauen Härchen auszuspielen läßt, gilt das Wort: außen von Gesundheit strotzend, aber innen reif für den Späts. Unter einer wohlgepflegten rosigen Haut klopft ein schon dreiviertel degeneriertes Herz, zwischen den scheinbar kraftgeschwellten Muskeln laufen verkalkte Adern, in diesem vom Fett so fest umrundeten Bauch hängen zwei Nieren, deren Filtrierapparate einem fortschreitenden Verdrückungsprozeß anheimgefallen sind. Er gleicht dem Baum, der noch mit breitem Wipfel da steht, grün belaubt und fruchtbehangen, aber der nächste Sturm fällt ihn, denn im Innern ist er, ohne daß jemand das geringste ahnt, morsch und faul geworden. In den allermeisten Fällen eiert als erstes das Kreislaufsystem Herz-Adern-Nieren. Der Mensch gleicht dem Auto, in dem er fährt. Wie am Auto die Gummireifen, so sind in seiner Körpermaschine die Gummischläuche der Nieren der schwächste Punkt der Konstruktion. Der Autofahrer führt einen Erfahrungssatz mit sich, und wenn ein Riesen, worauf er vorbereitet ist, plagt, hält er den Wagen an und wechselt den Reifen aus. Der Mensch ist noch nicht so weit, einen Erfahrungssatz mit sich führen zu können, auch kann die Menschenmaschine sich nicht dem Luxus leisten, zum Reifenwechsel zu halten, sie muß laufen. Wenn sie nur einmütig stillsteht, wird sie sofort aus dem Rennen genommen und von der Landstraße des Lebens heruntergeschoben „auf den Acker“. Sie muß die Banne mit dem Leben bezahlen. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen stirbt an vorzeitiger Alterung des Herzens, der Adern oder der Nieren. Im höheren Alter bedarf es nur einer geringen Mehrbelastung durch eine kleine, an sich harmlose Erkrankung, um die Katastrophe einer tödlichen Herzschwäche oder des Bruchs einer großen Körperader, einem Herzschlag oder einem Schlaganfall herbeizuführen.

Kurioses.

Unter anderem:

wurden in der letzten Schlacht bei Menden Mikrophone verwendet, mittels derer man in Tokio den Kanonendonner, die Maschinengewehre, die Schreie der Verwundeten und das Röcheln der Sterbenden hören konnte;

wurde in den Vereinigten Staaten Hauptmann French, Inhaber mehrerer Kriegsauszeichnungen, von seinen Kameraden zum Selbstmord getrieben, da diese herausbekommen hatten, da seine Großmutter das Kind einer Negerin war;

verbot Mussolini „aus moralischen Gründen“ Schönheitskonkurrenzen jeder Art und drohte zuwiderhandelnden Pokalbesitzern mit sofortiger Entziehung der Lizenz;

wurden durch die Kämpfe bei Schanghai eine halbe Million chinesischer Fabrikarbeiter erwerbslos;

erließ der braunschweigische Nazi-Innenminister eine Verordnung, nach der „Stehenbleiben ohne ersichtlichen Grund“ zu bestrafen ist;

etablierte sich in Konstantinopel ein Klub, der ausschließlich Ritzbürger von drei Zentner Lebendgewicht an aufnimmt;

machten die faszinistischen Gewerkschaften Italiens den Vorschlag, die Frauenarbeit überhaupt abzuschaffen;

schnitt sich der Chirurg O'Neill aus Pennsylvania eigenhändig den Blinddarm heraus; erschien in Italien das neue Strafgesetzbuch, das auch das Fluchen mit Strafe belegt;

wurde gegen den Besitzer des Hauses auf dem Montmartre, bei dem Gandhi während seines Pariser Aufenthaltes wohnte, Schadenersatzklage wegen nachlässiger Ruhestörung erhoben, da Gandhis Anhänger nachts tumultuöse Ovationen darbrachten;

zählte man trotz der Abrüstungskonferenz in Frankreich 560-Boote, in Italien 30, in England 7, in Amerika 3 und in Japan 1, die erst jetzt in Bau gegeben sind;

wurde in den meisten Ländern auch die Kultureinfuhr gesperrt: die Schweiz und Dänemark dulden keine ausländischen Künstler mehr in ihren Theatern.

Hausrezepte

Wie rühre ich Butter zu Sahne. Weit aus die meisten Vorempfehlungen bringen die Vorschrift, die Butter zu Sahne zu rühren. Das ist meist viel leichter gesagt als getan. Besonders in den kalten Monaten, wenn die Butter fest ist, fällt es gar nicht leicht, den sahneartigen Zustand herzustellen. Manche Hausfrauen helfen sich, indem sie die Butter einfach zerlassen, aber damit verpfuschen sie eigentlich das ganze Rezept. Ein sehr gutes Mittel ist aber, die Rührschüssel mit kochendem Wasser zu erwärmen, darauf ist sie auszutrocknen und nun die Butter hineinzutun. Man wird überrascht sein, wie schnell der gewünschte Erfolg erreicht ist.

Wie verhüte ich das Ausbrennen von Rufen. Bei größter Achtsamkeit und niedriger Gasflamme gibt es zum Ärger der Hausfrau doch ab und zu einen Rufen, dessen Aussehen und Geschmack durch eine häßliche verbrannte Kruste beeinträchtigt wird. Man kann sich dagegen schützen, wenn man zum Ausstreichen der Backformen niemals Butter, sondern stets Schmalz verwendet. Besonders gefalzene Butter ist gefährlich, weil sich die Salzpartikelchen allzu leicht als Störfriede erweisen.

Weiteres.

Rißverständnis. Ein Heilsarmeevolk predigt: Jedemal, wenn ich sehe, wie ein junger Mensch ein Wirtshaus verläßt, möchte ich ihm entgegenrufen: „Bruder, du bist auf dem unrechten Weg, kehre um!“

Der kleine Hans hat einen Pfennig verprascht. Vergebliches Bemühen der Eltern, Nachbarn und Verwandten, vergebliches Bemühen auch des Arztes, den Pfennig zu bekommen. Schließlich sagt der in der Nähe wohnende, vor der Pleite stehende Kaufmann: „Sofort mit dem Jungen zum Finanzamt, das versteht, jeden Pfennig aus einem herauszuholen.“

Warenhausgeflüster. „Bin ich nu richtig bei Ihnen, Frollein? ... Ich möchte en Topp loosen.“ — „Ja, bitte, mein Herr. Soll es ein Aluminiumtopf sein, den man auf Gas setzt?“ — „Det wentjer.“ — „Oder ein Topp, den man auf den Kohlenherd setzt?“ — „Ne, een Topp, uff den sich unsa Jüngsta setzt.“

Schwer von Begriff. Max will sich einen Film ansehen. Vor der Kasse drängen sich die Leute. Max würgt sich vorn heran. „Treten Sie gefälligst als Letzter an,“ zieht ihn der Portier heraus. Gußt Max dumm: „Das kann Portier heraus. Gußt nicht?“ — „Als Letzter kann ich mich nicht anstellen. Da steht schon einer.“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Benzel Schach. Zweiteil Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 72.

Von Gen. Josef Schöpka, Eidlitz.

Schwarz: Kc6: Bc5, e7, h6 (4).



Weiß: Kc4: Dc8: Bb5, e4 (4).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 69: Kb8-b7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Franz, Michel Rudolf, Edmund Ferdinand, alle aus Kvitlau; Philipp Heinrich, Obergeorgental; Benkert Eduard, Schoiba; Dinneberg Emil, Tetschen; Dietz Josef, Markersdorf; Deutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Adolf Benzel, Arnsdorf bei Tetschen; Fehr Georg, Komotau; Krantenhaus; Männich Heinrich, Jwiskau; Gottfried Johann und Ulfid Johann, Holschken bei Staab; Zimmermann Heinrich, Eidsch; Mildorf Adolf und Podmann Reinhold, Zischau; Albert Rudolf, Proßschitz; Triltsch Gustav und Quast Adolf, Wilschken.

Partie Nr. 7.

Damenzambit.

Weiß: Dudziak, Lindenau.

Schwarz: Kunze, Gohlis.

- | | | | |
|---|--------|---|--------|
| 1. d2-d4 | d7-d5 | 13. Dd1-e2 | Sc5×e4 |
| 2. c2-c4 | d5×e4 | 14. Dc2×e4 | Lc8-d6 |
| 3. e2-e3 | e7-e6 | 15. Tf1-e1 | g7-g6 |
| Den Bauern e4 zu | | 16. Tel-c6 | Kc8-b7 |
| behaupten, wäre nicht empfehlenswert. Die folgenden Züge von Weiß sind sehr starke wirkungsvolle Schläge. | | | |
| 4. Lf1×e4 | a7-a6 | 17. Tal-e1 | Td8-d7 |
| Sg8-f6 wäre besser. | | 18. Ld2-a5 | Df6-e7 |
| 5. Sg1-f3 | b7-b5 | 19. Te6×c7!! | Kb7-b8 |
| 6. Le4-d3 | Le8-b7 | Schwarz kann nicht wieder nehmen, da nach 19... Td7×e7; 20. Tel×c7, Ld6×e7 mit d5-d6! die Dame verloren geht. | |
| 7. 0-0 | Dd8-f6 | 20. Te7×d7 | De7×d7 |
| Schwarz möchte dem Weiß einen Doppelpbauern verschaffen, vernachlässigt aber dabei seine Entwicklung; die Dame stellt dem Königspringer sein natürliches Entwicklungsfeld. Ueberdies kann Weiß den Doppelpbauern mit einem weiteren Entwicklungszug entgegentreten. | | | |
| 8. Sb1-d2 | Sb8-d7 | 21. Sf3×e5 | De7-b7 |
| 9. Sd2-e4 | Lb7×e4 | Erzwungen, denn nach Ld6×e5 D×e5 mit T-Verlust. Außerdem hat die Dame kein besseres Feld. | |
| 10. Ld3×e4 | 0-0-0? | 22. Sc5-c6 | Kb8-e8 |
| Schwarz spielt „Harakiri“. | | | |
| 11. Le1-d2 | e6-e5 | 23. De4-c8 | ... |
| 12. d4-d5 | Sd7-c5 | Schwarz gibt auf. Weiß hat die Partie kräftig zu Ende gespielt. (Anmerkungen von Schönfuß.) | |